

# Der Sonderling.

Von Helene v. Beniczky-Baja.

I.

Draußen scharten die angepannten Kutschpferde ungeduldig mit den Hüfen.

Drinnen in der Stube sahen die Familienmitglieder beim Abschiedsmahl, das einem jungen Krieger galt, der die Tränen wohl zurückzudrängen wußte, dessen zuckende Lippen jedoch den Sturm, der sein Inneres durchlöcher, verriet.

Er war ein schlanker Jüngling, den der schmale Soldatenrock recht gut kleidete. Zuweilen ruhte der Blick seiner großen, träumerischen Augen auf dem neben ihm stehenden Mädchen, dessen Aeußeres nicht minder anmütig war als seines. Sie war seine Braut.

Wertschichtig mit einander verwandelt, waren sie schon in den Kinderjahren Genossen. Seine Familie war wohl angesehen, aber unbemittelt, das Mädchen war eine Witwe, deren Erbe ein geringer Betrag, einige tausend Gulden, bildete. Sie wurde im Elternhause des Jünglings erzogen.

Ungern sahen die Eltern diese sich entwickelnde Neigung; allein ihr Sohn Hugo hatte ihnen durch seinen Fleiß stets Freude bereitet, daß er als Stolz der Seinen galt, die Scheu trugen, ihn mit Einwendungen zu betrüben.

Als er nach glänzend überstandener Kadetten-Prüfung heimkehrte, war für die ganze Familie ein Freudenfest. Zwei Monate verbrachte er in ihrem Kreise und dieser Zeitraum genügt, um die keimende Liebe zu seiner Jugendgenossin wachsen und erblühen zu lassen. Er gefand dem Mädchen — sie hieß Margarete — seine Liebe, und daß sie in Treue seiner zu warten, bis er Oberleutnant geworden; das Mädchen im Gleichgefühl versprach es. Sie dachte nicht der Jahre, welche der Jugend überschleunig einteilen und nicht der Schwierigkeiten eines langen Brautstandes.

Die Eltern des Jünglings wogten es nicht, diesem Bunde ihren Segen zu verweigern; sie waren ja auch dem Mädchen wohlgenigt. Aber dennoch regte sich in ihrem Innern die Hoffnung, Zeit und Entfernung werden diese Blüte einer Kinderliebe zum Welken bringen. Der Krieger kommt nach vielen Städten und schaut manch schönes Gesicht, und das Mädchen dürfte endlich des langen Hartens überdrüssig werden. Die Sache wird also schon von selbst vergehen; wozu noch Hindernisse in den Weg legen, da der Pfad des Lebens deren ohnehin die Fülle bietet.

So klügelten sie, indem sie ihre Einwilligung zu der stillen Verlobung gaben. Die jungen Leute fühlten sich glücklich bis — die Abschiedsstunde kam. Der junge Mann mußte zu seinem Regimente.

Wieder erneuten sie den Eid der Treue und ob ihnen auch die Zukunft glückverheißend schien, war ihnen doch weh, bitter noch ums Herz. — Noch einmal drückte er sie wortlos in seine Arme, noch einen Händedruck den Seinigen und dann sprang er in den Wagen, der sich in rascher Bewegung setzte. Und als ihn niemand mehr bemerkte, fuhr er mit dem Taschentuch über sein Gesicht. Der Kutscher sah es ja nicht und wenn er es auch bemerkte, konnte er ja glauben, es geschehe des aufgewirbelten Strohfusses wegen.

II.

Die Jahre einteilten; aus dem Kadetten wurde ein Leutnant. Sein Aeußeres war männlicher geworden, aber sein Fühlen blieb unverändert; gar oft hatte er die Redeworte der Kameraden ob seiner Sprödigkeit gegen die Schönen, welche den schmutzten Offizier nicht ungern sahen, zu erdulden.

Niemals vergaß er seiner Jugendliebe. Er wußte, daß er Bräutigam sei, daß es ein Mädchen gäbe, die ihn wahr und innig liebt, und deren Gedanken er auch nicht mit einer Tändelei entziehen wollte. Nicht ohne Besorgnis sahen die Eltern die unerhoffte Beständigkeit des Sohnes.

Auch Margaretes Fühlen blieb unverändert. Viel Freier nahen dem schönen Mädchen, die glänzendsten Eheverbindungen wurden ihr angeboten — sie wies alle ab. Und wenn ihr Bräutigam jährlich einmal zu Besuch kam, so erwähnte sie dieser Besuche nicht; sie kannte seine Feinsinnigkeit, sie wußte, welchen Schmerz ihm diese Mittelungen bereiten würden, die wie ein stiller Vorwurf der gebrachten Opfer klangen.

Beide hofften, daß die Beförderung zum Oberleutnant nicht lange mehr ausbleiben könne, zumal er bei seinen Oberen in besonderer Gunst stand und auch bei seinen Kameraden sehr wohlgeleitet war. In diesem Glauben sah das Brautpaar der Zukunft lächelnd entgegen.

Doch wie es oft geschieht, hatte die unfaßbare Hand des Geschicks die Ereignisse anders gefügt.

Die Beförderung ließ sehr lange auf sich warten; Margaretes zweitwöchentliches Geburtsfest war vorüber, ihre Freundinnen und Alters-

genossinnen, so wie jene Hugos waren bereits verheiratet. Hierzu kam noch das Uebel, daß der Vormund des Mädchens, der ihr kleines Vermögen verwaltete, plötzlich starb, wobei sie jenen Betrag verlor, der als Heiratskaution hätte dienen sollen.

Die Eltern Hugos verachteten ihr vom ferneren Zuwarten abzuraten: „Wir besitzen kein Vermögen, um Hugo die nötige Kautions zu geben, du hast das deine verloren — ihr wartet vergeblich!“ Dieses und ähnliche Pflichten sie zu sagen, wenn begüterter Freier erfolglos um die Hand des schönen Mädchens warben.

„Doch wir lieben ja einander,“ antwortete stets weinend Margarete, „auch er würde unglücklich sein, wenn ich die Treue bräche.“

„Jetzt mag er es glauben und darum um einer Welt willen nicht zurücktreten. Aber wenn du ihn wahrhaftig liebst, mußt du es tun, da du nicht nur dich, sondern auch ihn ins Unglück führst. Er müßte quittieren, den Stand verlassen, dem er sich gewidmet und zu dem er erzogen wurde, und verleben, einen neuen Beruf zu gewinnen, wozu ihm abermals tausend Schwierigkeiten im Wege stehen.“

Als ob das Schicksal sich mit dem Elternpaar verbündet hätte, geschah es, daß eines Tages, als Margarete mit ihrer Pflegemutter in die Kirche ging, ein junger, reicher Grundbesitzer das Mädchen sah und sich in sie verliebte. Er ließ sich bei der Familie einführen und nach kurzer Frist ward er um die Hand Margaretes.

Eine glücklichere Ehe konnte sich ein Mädchen nicht wünschen! Der Freier war jung, schön, reich, seine Familie gehörte zu den besten des Landes und er liebte das Weib seiner Wahl und versprach ihr das Leben paradiesisch zu schaffen.

„Aber ich liebe Hugo,“ antwortete das arme Wesen immer wieder auf das eindringliche Zureden; ängstlich blickte sie umher wie ein Vögelchen, das den Hofscheren zu entflattern strebt. „Sie könnte ich einwilligen, da ein anderer mein Herz und mein Wort besitzt und seit Jahren mein Bräutigam ist.“

Hugos Eltern beschälten diese Antwort. „Von der Liebe allein, mein Kind, kann man nicht leben. Versuche es einmal, schreibe Hugo, wie die Dinge liegen, und du wirst sehen, daß er dir in unserem Sinne antworten wird.“

Das Mädchen sträubte sich lange dagegen, endlich aber ließ sie sich doch bestimmen, hierüber an Hugo zu schreiben.

Sie schrieb mit wechschwermem Haupte, mit leidvollem Herzen — mit zitternder Hand! Sie schrieb, daß sie ihr geringes Vermögen verloren habe und damit auch die Möglichkeit ihrer Eheverbindung, selbst wenn die Beförderung erfolgen würde, es wäre denn, daß Hugo aus dem Militärverdienste träte. Sie schrieb, daß ein reicher Mann um ihre Hand werbe, daß sie sein Weib werden wolle, wenn Hugo das Verlöbniß als gelöst betrachten wollte. Sie schrieb ihm, daß sie dies alles mit bebender Hand und bethöremtem Herzen schreibe, da ihre Liebe noch immer ihm gehöre, nur wolle sie sein Unglück nicht.

Weinend faltete sie den Brief zusammen. Einen Augenblick dachte sie, ob es nicht besser wäre, wenn sie ihm schriebe: „Komm, wir wollen zu einander halten für stets und immer; wir wollen in Leid und Entbehrung treu zu einander stehen und uns durch dies Glück der Liebe das volle Lebensglück erzwingen.“

Dann adressierte sie den Brief und barg schluchzend das Haupt in den Händen.

III.

Der junge Leutnant hielt den Amtsbrief seiner Beförderung in den Händen.

Sein erstes Wort war ein Freudenruf und sein erster Gedanke, die Eltern und Margarete hierzu zu verständigen. Er wollte ihr dies Verlöbniß in Erinnerung rufen, schreiben, daß nunmehr kein Hindernis vorhanden sei.

Während er schrieb, wurde an der Türe geklopft und der Postbote trat ein. Hastig enthüllte Hugo den erhaltenen Brief, dessen Aeußeres ihm schon die Absenderin verriet. Er las: „Pöblich erblicke er, die Buchstaben drehten sich vor seinem Blicke, das Schreiben entfiel seinen Händen und er taumelte auf den Stuhl nieder.“

Stumm und regungslos saß er. Er achtete nicht der Zeit, nicht der Dämmerung, nicht des Sonnenunterganges, und als er sich schwanzend von seinem Sitze erhob, war es in den Straßen dunkel, düster wie in seinem Gemüte.

Dann schloß er den erhaltenen Brief und sein taumelndes Schreiben in die Tischlade. Die ganze Nacht schritt er in der Stube auf und nieder. Am nächsten Tage bat er um einen achtstägigen Urlaub, den er auch erhielt.

IV.

Die Zeitungen meldeten die Offiziers-Beförderungen. Freudig lasen Hugos Eltern jene ihres Sohnes, und mit pochendem Herzen ermartete Margarete die An-

wort ihres Bräutigams, allein sie kam nicht. Auch die schriftlichen Glückwünsche kamen zurück mit dem Vermerk, der Herr Oberleutnant hätte Urlaub genommen und sei verreist, wohin? wäre unbekannt.

Den Eltern war dies rätselhaft. „Wo mag er nur sein?“ frugten sie einander; und da man gewöhnlich hinter jedem ungewöhnlichen Vorgehen des Mannes „die Frau“ sucht, so stimmten sie bald überein, daß es nur irgend eine Liebesangelegenheit sein könne, die Hugo abhalten konnte, seinen Urlaub anderorts als im Elternhause zu verbringen.

Im Grübeln und Sinnen gewahrte sie nicht, wie Margarete sich abfärbte; sie sah nicht, wie ihre Augen vom Weinen gerötet, und sie bemerkte nicht, wie ihre schwellenden Lippen von der Fieberglut gebräunt waren.

„Wenn jetzt der Freier käme, so könnte er schnell die Werbemorte vergessen!“ brummte der Alte verdrossen, als er endlich doch den Zustand des Mädchens wahrnahm.

„Hoffe dich, Greis!“ sprach seine Frau, „entschleibe dich endlich, worauf wartest du? Wer weiß, wo Hugo jetzt weilt. Mein Sohn ist zwar ein Ehrenmann, aber es mag ihm die Verbindung mit dir ganz aus dem Sinne gekommen sein. Es war doch im Grunde genommen nur eine Kindererei, eine Jugenblindelei, wie sie hundertfältig aufblüht und eben so oft welkt. Wahrscheinlich schwärmt er jetzt um eine Schöne, ja, ich möchte sagen, es sei gewiß so. Könnte er sonst seinen Urlaub anders als in unserer Mitte verleben?“

Indessen war Hugo, von der Unruhe getrieben, bald dahin, bald dorthin gefahren. Er besuchte auch die Gegend seiner Heimat, doch mied er den Ort, wo er geboren worden und woher ihm nur die Erinnerung an ein kurzes Glück verblieb. Dort lebte ja das Mädchen, welches er für wankelmütig — treulos hielt, die er aber noch liebte, der sein ganzes Fühlen galt.

Was ihn in jene Gegend trieb? Er wollte erkunden, wer der Mann sei, der ihm die Liebe seiner Braut entrieffen; denn daß Margarete ihn nicht mehr liebe, dünkt ihm zweifellos.

Es flüsterte ihm zwar zuweilen die Hoffnung zu: „Du irrst!“ Dann aber richtete er an sein Herz die Frage: „Wäreft du fähig gewesen, zu einem Briefe gleich jenem zu raten?“ Und „Nein!“ pochte ihm jeder Herzschlag entgegen. „Nein!“ auch dann nicht, wenn ich gewußt hätte, er fände einen guten Willkommen!“

Margarete lebte einen andern — das schien ihm klar zu sein. Wer aber ist jener Ernährte? Ist er des Mädchens würdig und kann er sie beglücken? — Da er sein Glück von der Laune des Schicksals zertrümmert sah, wollte er wenigstens das seiner Tugend möglichst geschert sein.

Er vernahm das allererste. Der Freier, dessen Namen er rasch in Erfahrung brachte, galt bei jedem Mann für einen rechtschaffenen, wackeren Mann, dessen Name durch keinen Hauch der Verleumdung getrübt werden konnte.

Nach Verlauf von acht Tagen kehrte Hugo zu seinem Regimente zurück. — Von dieser Zeit an war er wortlos und mürrisch und mied nicht nur die Gesellschaft der Frauen, sondern blieb auch dem Kreis der Männer, selbst seiner Kameraden ferne.

Er beantwortete den Brief Margaretes. „Komm, willst du mich im Leben noch sehen?“ Krampfhaft ballten seine Hände das erhaltene Schriftstück zusammen.

Er befahl seinem Kutscher, zu packen, dann ging er zu seinem Obersten und bat um Urlaub, da er sofort abreisen müsse. Der Oberst bewilligte gern das Ersuchen; er frug nicht, wohin Hugo wollte, er kannte ihn und wußte, es müsse auch wirklich sein, wenn „der Sonderling“ es fordere, er frug auch nicht nach dem Zwecke der Fahrt, das bleibende Antlitz des jungen Hauptmanns erzählte ihm genug.

Eine Stunde später fuhr Hugo ab.

VII.

Als sein Wagen vor Margaretes Behausung anlangte, war die erste, die Hugo dort erblickte — seine Mutter.

„Lebt sie noch? Komm' ich nicht zu spät?“ frug er hastig die Alte.

Sie blickte traurig mit tränenfeuchten Blicken nieder.

„Margarete?“ rief er wieder fragend aus.

„Lebt sie noch?“ rief er wieder fragend aus.

„Gott sei Dank!“ — Er folgte der Mutter, die ihn in die Krankenstube führte; bei der Türe hielt sie inne.

„Sei stark, mein Sohn; wie der Arzt sagte, verleben ihr nur noch einige Stunden Lebenszeit.“

Mit schmerzverfärbten Lippen trat er in die Stube und vor das Bett der schlummernden Kranken.

Er schauderte zusammen.

Ist es möglich, daß ein Gesicht sich so verändern konnte! Kein Zug des früheren Ausdrucks war vorhanden; müde, abgezehrt und verhärtet, gleich wie das Antlitz einer Toten war dieses.

„Und wenn sie dich doch noch geliebt hätte!“ blühte ein Gedanke durch

seine Sinne. „Margarete!“ rief er unbewußt aus, innig, aus tiefem Herzen, wie in jenen Tagen, wo sie beide noch so glücklich waren.

Die Kranke schlug mühevoll die Lider empor und ein freudiges Lächeln suchte den Schmerzensausdruck zu verdrängen.

„Du bist es, Hugo,“ flüsterte sie, „ich danke dir. Ich wollte nur von dir Abschied nehmen, für immer, sagen, daß ich dich immer — immer geliebt.“

Hugo schweig; nach einer Pause sprach die Kranke wieder:

„Du schweigst — du zürst mir! — Ich schrieb dir damals, weil sie sagten, es wolle es so dein Glück — ich sei dir im Wege — wir könnten nie ein Paar werden.“

Jetzt war ihm alles klar! — Wohlste Stille herrschte eine Weile im Gemache. Man pflegt zu sagen, in solchen Augenblicke gehe ein Engel durch die Stube. — Auch der Tod ist ein Himmelsbote.

„Ach, hättest du nur früher gesprochen,“ flüsterte Hugo, die tränenfeuchten Augen mitleidsvoll auf die Sterbende gerichtet. „Wir haben uns selbst und einander um das Lebensglück betrogen. Auch ich liebe dich noch, Margarete!“

„Dank!“ flüsterte sie... Eine Reihe von Jahren blieb Hugo noch Soldat, dann nahm er seinen Abschied.

Seither lebte er noch stiller, in sich gefeierter als früher, meidet er noch mehr jede Gesellschaft, als zur Zeit seines Soldatenberufes.

Und die Leute pflegen ihm oft, wenn er auf der Straße geht, nachzublicken und dann topfschüttelnd zu sagen: „Ein guter Mensch, nur schade — ein Sonderling!“

VI.

Vier Jahre verflossen seit dem Tage, da Margarete zum Traualtar schritt. Hugo hatte sie während dieser Zeit nicht gesehen, noch jemals eine schriftliche Mitteilung von ihr erhalten.

Er ahnte daher Ungewöhnliches, und seine Hand zitterte, als er einen Brief entfaltete, der die Schriftzüge Margaretes aufwies. Der Inhalt entsprach aus einer einzigen Zeile:

„Komm, willst du mich im Leben noch sehen?“

Krampfhaft ballten seine Hände das erhaltene Schriftstück zusammen.

Er befahl seinem Kutscher, zu packen, dann ging er zu seinem Obersten und bat um Urlaub, da er sofort abreisen müsse. Der Oberst bewilligte gern das Ersuchen; er frug nicht, wohin Hugo wollte, er kannte ihn und wußte, es müsse auch wirklich sein, wenn „der Sonderling“ es fordere, er frug auch nicht nach dem Zwecke der Fahrt, das bleibende Antlitz des jungen Hauptmanns erzählte ihm genug.

Eine Stunde später fuhr Hugo ab.

VII.

Als sein Wagen vor Margaretes Behausung anlangte, war die erste, die Hugo dort erblickte — seine Mutter.

Es wenigstens hatte sie damals die Dinge angesehen — hatte all die Jahre gedankt nur ihrem Amüsement und ihrer Bequemlichkeit gelebt — bis zu der furchtbaren Rückkehr aus Ostende.

Am Abend noch in ihrem eleganten Kostüm, viel bewundert, in lustiger Gesellschaft — und am Tage darauf in einem zerfetzten Kleid, ohne Gepäc, halb verbrüht, mitten unter den anderen, die aus Belgien gekehrt worden waren.

Ganz plötzlich war in ihr die Erkenntnis von der schweren Zeit gekommen, die jetzt hereingebrochen war. Vor kurzem hatte man in ihrem Kreise noch lachend über die Unmöglichkeit gesprochen, daß je ein Krieg ausbrechen könnte. Und nun war es da!

Nach einer furchtbaren, endlosen Fahrt war Eise Frank in Berlin angekommen. Körperlich erschöpft und doch hochgestimmt und voller Begeisterung für die deutsche Sache.

Sie verlor keine Minute. In wenigen Wochen konnte sie bei den Samariterkursen alles nachholen, was sie in den langen Jahren des Müßigganges verlernt hatte. Heute endlich war die Nachricht gekommen, daß sie als geprüfte Krankenpflegerin den Vortrang vor anderen Bewerberinnen hatte und nach dem Kriegsschauplatz gehen durfte. Nun galt es nur noch, dem Notar die letzten Anweisungen vor ihrer Abreise zu geben.

„Gnädige Frau, wollen Sie näher treten?“ Der Bureauvorsteher rief sie schon zum zweitenmal, ehe sie sich aus ihren Träumen löst.

Notar Kämmerer begrüßte sie förmlich. „Sie kommen wahrscheinlich, gnädige Frau, um sich zu erkundigen, wie es mit ihrer Zukunftsreise steht. Sie brauchen keine Befürchtungen zu haben.“

„Herr Notar,“ fiel sie ihm ins Wort, „Sie glauben doch nicht etwa, daß ich jetzt... in solcher Zeit...“

„Es wäre nicht zu entschuldigen!“ wiederholte Eise Frank. „Aber recht haben Sie, wenn Sie mich so niedrig einschätzen. Gerade heute, nachdem ich in der Verleumdung seinen Tod gelesen...“

„Hm... Der Notar würgte an den Worten... „Er starb beim Transport von Verwundeten... hinterlistig erschossen wurde... und hätte so vielen noch helfen können...“

Eise Frank zwang die Tränen zurück. Sie sah aufrecht und ließ keine Erregung aufkommen, während sie fragte: „Aber Koff, wo ist er? Ich habe schon nachgefragt im Gymnasium. Er soll das Notizbuch gemacht haben. Lieber Herr Notar, ich komme deshalb her: der Junge bekommt natürlich die Villa und mein Vermögen — ich habe etwas gefpart, nicht viel, leider! Und sagen Sie ihm: er braucht die Begegnung mit mir nicht zu fürchten. Er wird mich nicht mehr wiedersehen... ich gehe fort.“

„Koff? Ja... ich will es ihm schreiben... er steht in Lpd...“

„Er ist auch dabei?“

„Er hat das Examen gemacht als bester von zwanzig Abiturienten, und wurde an demselben Tage eingeleitet, als sein Vater fiel.“

„Lieber Herr Notar,“ sagte Eise Frank leise, „dann haben Sie die Güte, hier meinen letzten Willen entgegenzunehmen. Das Haus, das ich bewohnt habe, soll während der Dauer des Krieges zur Aufnahme von Verwundeten dienen; das Personal soll weiter Gehalte bekommen. Chauffeur und Gärtner sind eingezogen, das Auto ist für militärische Zwecke zur Verfügung gestellt worden. Nach dem Kriege erhält Koff die Villa und mein Vermögen. Ich habe das alles hier aufgeschrieben. Heute geht ich nach Königswald als Pflegerin. Vielleicht will es der Zufall, daß ich Koff...“

Sie stand hastig auf... „Ich habe Sie lange genug aufgehoben, Herr Notar. Haben Sie Dank... und wenn Sie Koff schreiben, so berichten Sie ihm, daß niemand sein Unrecht tiefer bereuen kann als ich... Leben Sie wohl!“

Der alte Herr stand auf und küßte ihr die Hand. Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, blätterte er sinnend in den Akten.

Dieser furchtbare Krieg! Und doch — dieser gesegnete Krieg! Daß er alle aufreichte, daß er alles Schlechte, Gemeine zerstampfe und Güte und selbstlose Aufopferung wachsen ließ!

Ja, es war ein gesegneter Krieg. Wer, wie er, nicht das Glück hatte, mitziehen zu können, der genoß hier jeden Tag, jede Stunde das Schauspiel, wie die Gleichgültigen in Begeisterung die Müßiggänger in rastlos Arbeitende verwandelt wurden.

— Leutnant's Lieblingsblume —  
Name: „Und welches ist Ihre Lieblingsblume Herr Leutnant?“  
Leutnant (stark verschuldet): „Der Goldregen, meine Gnädigste!“